

Kirche im Raum

(Überarbeiteter Vortrag vor dem ZOS der EKHN am 07.12.2009)

1. Einleitung

„Mission in der Region“ oder „Kirche im Raum“ – egal, welche Begrifflichkeiten Sie bevorzugen, es meint das Gleiche und zielt auf zwei Fragen:

1. Wie beschreiben wir eine Region als Raum, in dem kirchliches Leben und Handeln stattfindet und sich Veränderungen vollziehen?
2. Auf welche Weise können, sollen und wollen wir in der Region auf einladende und überzeugende Weise Kirche Jesu Christi sein?

Man könnte organisationstheoretische und theologische Fragen der Einfachheit halber voneinander trennen, aber das wäre eine künstliche Trennung und ich halte sie für wenig hilfreich, eigentlich sogar für schädlich. Es hat genug auch regionale Veränderungsprozesse gegeben, die sich einseitig der organisatorischen Gestalt der Kirche zugewandt haben, ohne danach zu fragen, welchen Inhalten und Aufträgen diese Gestalt eigentlich zu dienen hat. Und es hat genug missionarische Projekte gegeben, die sich einseitig der Verkündigung zugewandt haben, ohne nach den Rahmenbedingungen einer Mission zu fragen, die Menschen auch nachhaltig erreicht. Beides verändert sich zurzeit, denn die Einsicht ist gewachsen, dass die möglichen Antworten auf die beiden Fragen nach Mission in der Region oder Kirche im Raum einander brauchen, einander bedingen und sich gegenseitig verändern.

Ich versuche im Folgenden, beide Perspektiven beieinander zu halten und auf einander zu beziehen. Das wird im Augenblick zumindest vorläufig und fragmentarisch sein. Vielleicht haben wir ja die Hoffnung, es möge eines Tages eine ganzheitliche Perspektive aufleuchten, die uns hilft, unsere Arbeit in einen Rahmen einzuordnen, der die Fragmente unseres Tuns beieinander hält. Vielleicht aber wird sich auch zeigen, dass die Zeiten der großen monolithisch-dogmatischen Theorien vorbei sind, weil sie der menschlichen Entwicklung nicht mehr gerecht werden können.

Ich versuche im Folgenden, meiner Erfahrung nach Wesentliches in der Form von acht Thesen zusammen zu sehen. Dieser Versuch enthält Lücken und Brüche. Ich habe sie bewusst nicht geglättet, weil sie typisch sind für Zeiten der Veränderung. Wahrscheinlich sind sie sogar völlig normal, wenn wir erst einmal gelernt haben, Veränderungsprozesse nicht als Ausnahme, sondern als Dauerzustand wahrzunehmen und zu schätzen.

2. Thesen

1. Es ist sinnlos, über die Begriffe „Region“ und „Regionalisierung“ zu streiten.

Der Begriff „Region“ ist ein Containerbegriff, der weder die räumliche Ausprägung noch die inhaltliche Füllung vorgibt. Integrale Kraft kann dieser Begriff erst in konkreten Kontexten entwickeln, nicht aus sich selbst heraus. Das bedeutet für das Verständnis eines tragfähigen Regionenbegriffes:

- „Region“ ist ein Raum mit empirischen Merkmalen (aus Geografie, Kultur, Milieu, Soziologie, Religiosität, Sprache, Geschichte ...), die in der gesamten Region gelten und als identitätsstiftende Merkmale beschrieben bzw. entwickelt werden können. Insofern werden Regionen konstruiert oder müssen ggf. re-konstruiert werden.
- „Region“ ist ein Raum, in dem durch Kooperation der regionalen Akteure vorhandene Ziele und Bedingungen verbessert oder neue Ziele und Bedingungen geschaffen werden können
- „Region“ ist also ein Raum mit identitätsstiftenden (homogenen) und kooperationsfördernden (differenzen) Merkmalen. Als solcher kann er nicht beliebig klein oder beliebig groß sein. Seine Komplexität muss der wirksamen Spannung zwischen Homogenität und Differenz gerecht werden können
- „Region“ als Raum ist konkret und kann nur lokal beschrieben und entwickelt werden.

Die eine entwicklungsfähige Region prägende Spannung und Balance aus Homogenität und Differenz findet ihre biblische Verankerung im Bild des Leibes Christi.

Natürlich ist das paulinische Bild vom Leib Christi ein Standardbild für die Wesensbeschreibung von Gemeinde und deshalb in vielfältigsten Zusammenhängen oft und gerne genutzt und manch eine(r) kann es nicht mehr hören – was allerdings nichts an der Plausibilität des Bildes ändert. Wahrscheinlich ist es bislang in den meisten Fällen, dem Vorbild des ersten Korintherbriefes folgend, nur auf die je eigene begrenzte, parochiale Gemeinde bezogen und damit enggeführt worden. Der Leib Christi ist aber unendlich mehr als nur jeweils eine durch Zeit und Raum begrenzte Kirchengemeinde? Auch die benachbarte Gemeinde ist Leib Christi genauso wie die eigene. Und darüber hinaus: die Region. Über die Region hinaus: der Kirchenkreis, das Dekanat, die Landeskirche, die EKD, die Gesamtheit aller christlichen Konfessionen und Denominationen auf dieser Erde? Und wer weiß, ob bereits da das Ende des Leibes Christi schon gekommen! Globalisierung ist ein uraltes Phänomen und gerade das Christentum ist immer schon eine globale und vernetzte Religion gewesen ist. Auch wenn Paulus sich nur auf die korinthische Gemeinde bezogen hat, lebt sein Bild von der universalen Weite des Leibes Christi.

Wie verhält sich nun die einzelne Gemeinde zur Gesamtheit des universalen Leibes Christi? Diese Verhältnisbestimmung kann in doppelter Weise betrachtet werden: a) Die einzelne Kirchengemeinde ist zum einen ein Glied neben vielen anderen und b) repräsentiert zum anderen in ganz bestimmter Weise auch die Gesamtheit des Leibes Christi.

a) Ein Glied am Leibe Christi.

Diese Perspektive ist zunächst einmal entlastend. Ein Glied hat „nur“ ganz bestimmte Aufgaben. Andere Glieder haben andere Aufgaben. Die einzelne Kirchengemeinde muss und kann nicht alles machen. Sie muss und kann nicht allen Erwartungen gerecht werden. Was das ihre ist an Aufgaben, an Profil, an Kompetenzen, entscheidet sich vor Ort - das aber immer in Abstimmung mit den anderen Gliedern in der Nachbarschaft, in der Region. Der Leib Christi wäre entstellt, wenn er 100 Arme, aber keine Füße hätte. Er ist geradezu auf Unterschiedlichkeit hin angelegt.

b) Der ganze Leib Christi

Der ganze Leib Christi ist mehr als die Summe seiner Teile. Das ist eine spirituelle Sichtweise, keine mathematische. An diesem „Mehr“ hat nun jedes einzelne Glied, jede einzelne Kirchengemeinde Anteil. Christus ist ungeteilt lebendig in jedem einzelnen seiner Glieder. Insofern repräsentiert jedes einzelne Glied immer auch den ganzen Leib Jesu Christi, nicht aber im Sinne der Quantität, sondern der Qualität; nicht im Sinne einer 1:1-Abbildung, sondern im Sinne der Zugehörigkeit und Teilhabe.

2. Die Form folgt dem Inhalt

Ich trete dafür ein, dass die Plausibilität kirchlicher Regionalisierungsprozesse nicht zuerst der finanziellen oder verwaltungstechnischen Vernunft folgen darf, sondern dass kirchliche Regionalisierungsprozesse zuerst und bewusst als geistliche Prozesse verstanden werden. Dieser Prämisse will ich drei weiterführenden Gedanken zuordnen.

1. Strukturentscheidungen müssen theologisch gedeutet und im Blick auf den Auftrag der Kirche begründet werden. Wenn zum Beispiel ein Kirchengebäude tatsächlich aufgegeben werden muss, dann ist die Entlastung des gemeindlichen Haushalts eigentlich irrelevant. Entscheidend sind die geistlichen Konsequenzen: wie kann der Leib Christi in der Region ohne dies Gebäude repräsentiert werden? Wie ist die Erkennbarkeit der biblischen *notae ecclesiae* Gottesdienst, Gemeinschaft, Zeugnis und Diakonie ohne dies Gebäude gewährleistet? Ich sage nicht, dass dies nicht möglich wäre, aber es sollte vor der Entscheidung bereits klar sein.

2. Ein zweiter Gedanke: einzelne Prozessschritte können liturgisch dargestellt und begleitet werden, um die insgesamt für Veränderungsprozess nötigen Transzendenzerfahrungen zu ermöglichen. Ich spiele etwa mit dem Gedanken, einen klassischen Prozessablauf von Analyse, Vision, Zielen und Strategien als gottesdienstliches Geschehen zu betrachten. Was würde sich durch eine solche Perspektive verändern? Wo lägen dann Prioritäten und wo Posterioritäten? Was hieße das für das Prozessdesign und für die Rolle der Beraterinnen und Berater?
3. Das bedeutet insgesamt, dass die theologische Durchdringung und geistliche Verankerung zur Professionalität evangelischer Prozesssteuerung gehört und damit ein entscheidendes und möglicherweise sogar attraktives Alleinstellungsmerkmal ausmacht.

3. Regionalisierungsprozesse sind wirksam, weil sie krisenhaft sind

Die Herausforderung als auch die Chance von Regionalisierungsprozessen liegt in der Unterschiedlichkeit der beteiligten Systeme. Weder Ausgangspunkt noch intendiertes Ziel ist deshalb die Einheit, sondern die Differenz. Erst die Differenz ermöglicht Bewegung, Veränderung und Wachstum. Homogenität bedeutet dagegen Stillstand. Freilich führt die Differenz fast notwendigerweise zum Konflikt. Wenn der Konflikt aber theologisch als Herzstück der Kreuzestheologie verstanden wird, kann er wahrgenommen werden, ausgehalten und dargestellt werden. Die geistliche Bearbeitung der notwendigen Differenzerfahrung kann zu der Erfahrung von Vertrauen führen. Hier liegt für mich eine weitere biblische Verankerung: „*Werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat.*“ (Hb. 10,35)

Vielleicht könnte man sagen, Vertrauen sei der Kitt, der den Leib Christi zusammenhält. Vertrauen ist die Haltung, in der Beziehung zwischen den Gliedern des einen Leibes Christi gepflegt und die Kommunikation zwischen ihnen gestaltet wird. In der Kultur des Vertrauens werden Grenzen überwunden und ihre spaltende Kraft verwandelt. Misstrauen, das aus Spaltungen und Trennungen erwächst, hat hier keinen Platz mehr. In der Kultur des Vertrauens werden Unterschiede nicht eingeebnet, aber sie haben nur noch praktische und keine trennende oder normierende Bedeutung mehr. Sie können ihre schöpferische Kraft für das Ganze entfalten, wenn sie (auch) als Gnadengaben (Röm. 12, 6) verstanden werden.

Das setzt allerdings voraus, dass Vertrauen nicht nur eine geglaubte, sondern wie die Trias von „Glaube, Liebe, Hoffnung“ eine reale, wirkmächtige Möglichkeit ist, Handlungen, Beziehungen und Kommunikation in einer Region zu gestalten.

Vertrauen wurzelt biblisch gesehen in der Anrede Gottes an seine Menschen: „Fürchte dich nicht“, mit der Gott selbst die Grundlage für ein wechselseitiges Vertrauensverhältnis schafft. In Jesus verbinden sich beide Bewegungen – Gottes Vertrauen zum Menschen und des Menschen wiederum zu Gott – zu einer vollkommenen Einheit. Gerade an ihm ist zu sehen, dass dies vollkommene Vertrauen einerseits Heil schafft, andererseits auch Schmerz mit sich bringt. Jesu grenzenloses Vertrauen zu seinem Vater öffnete auch anderen Menschen den Weg in die versöhnende und heilende Gottesnähe und machte sich selbst gleichzeitig zutiefst verletzlich. Im Karfreitags- und im Ostergeschehen sind diese beiden Aspekte des Vertrauens abgebildet. Vertrauen und seine heilende Kraft ist deshalb auch Teil der Auferstehungsmacht Christi und wird als solches „zu einer Möglichkeit des Lebens, die Scheitern und Tod nicht vor sich, sondern bereits hinter sich hat.“¹ Vertrauen ist somit eher ein himmlisches als ein irdisches Gut und braucht gerade in der Begegnung unterschiedlicher Akteure in einer Region die Chance, zu keimen und zu wachsen. Vertrauensbildung muss deshalb gerade in regionalen Prozessen als Aufgabe erkannt und bewusst in die Wege geleitet werden. Sie kann und wird gelingen, wenn die beteiligten Partner sich bewusst als verschiedene, aber aneinander gewiesene Glieder des Leibes Christi verstehen.

Natürlich ist das eine riskante Strategie. Sich zu öffnen bietet viele Angriffsflächen. Vertrauen kann enttäuscht werden. Der Prozess von Vertrauensbildung kann misslingen. Aber wer sich nicht von den Möglichkeiten des Scheiterns, sondern von denen des Gelingens leiten lassen will, eröffnet sich und anderen zukunftsweisende Chancen. Darum „werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat.“

4. Regionalisierungsprozesse folgen dem Prinzip des allgemeinen Priestertums

Wenn Regionalisierungsprozesse diesem Grundgedanken folgen, werden damit einige entscheidende Paradigmenwechsel vollzogen:

¹ Reiner Strunk, Vertrauen. Grundzüge einer Theologie des Gemeindeaufbaus. Stuttgart 1985. S. 131.

- Weg von der Institution hin zur Organisation
- Weg von heimlicher oder offener Hierarchie hin zu flacher, auf der Anziehungskraft der Differenz beruhender Netzwerkstruktur
- Weg von der Verwaltung des Glaubens hin zu öffentlicher, damit transparenter und beurteilbarer Darstellung des Glaubens
- Weg von einem funktionalen Verständnis des Ehrenamtes, das an den Bedarfen der Institution orientiert ist, hin zu einem freiwilligen Engagement, das an den Charismen der Freiwilligen orientiert und mit Entscheidungsbefugnis versehen ist.
- Weg von kirchlicher Selbstimmunisierung und –Gettoisierung hin zur Öffnung in die Gesellschaft
- Weg von blockierenden Alternativen wie Beteiligungs- vs. Betreuungskirche oder Flächenperspektive vs. Leuchtturmperspektive hin zu einer Verschränkung unterschiedlicher Modelle, die über sich hinaus aufeinander verweisen.

5. Das Prozessdesign braucht ein Gegenstrommodell

Das Prozessdesign wird nicht nur dem vielgeschmähten top-down-Prinzip folgen, aber ebenso wenig nur dem hoch gelobten Bottom-up-Prinzip.

Vielmehr ist es als Gegenstrommodell anzulegen, dass die Stärken dieser beiden Perspektiven miteinander in Beziehung setzt. Regionalisierungsprozesse brauchen einerseits (top-down) klare Führung und Steuerung, schnelle Entscheidungen und die Bereitstellung nötiger Ressourcen und sie brauchen andererseits (bottom-up) Beteiligung, Konsensorientierung, Kreativität, Engagement und Ergebnisoffenheit. Das bedeutet u.a., dass eine Prozessklarheit vor Beginn des Prozesses hergestellt werden muss; neben der Zielklarheit gehört dazu auch die Zustimmung aller Beteiligten zu Zielen, Methoden und Schritten. Diese muss notfalls in einem eigenen vorgeschalteten Kommunikationsprojekt hergestellt werden.

Eine Parallele dazu bildet die doppelte Bewegung aufgrund der biblischen *notae ecclesiae leiturgia – koinonia – martyria – diakonia*. Die Sammlung um Wort und Sakrament (*leiturgia – koinonia*) als Bewegung nach innen und die Bezeugung des Evangeliums in Wort und Tat (*martyria – diakonia*) als Bewegung nach außen verschränken sich. Beide sind für Gemeinde gleichermaßen konstitutiv und bedingen einander. Gemeinde muss daran gelegen sein, dass Menschen sich einladen lassen in die Gegenwart Christi, weil ihr daran gelegen sein muss, diese Gegenwart Christi nach außen zu bezeugen (und umgekehrt). Diese Verschränkung verhindert auch die jeweils ausschließliche Interpretation von Gemeinde und Kirche aus soziologischer und organisationstheoretischer Sicht (oder auch instrumenteller Sicht) einerseits und theologischer Sicht (oder auch selbstbezüglicher Sicht) andererseits und bezieht beide Perspektiven aufeinander. Auch die Zeichen- und Zeugnisfunktion der Gemeinde kann demgemäß differenziert gesehen werden als ihr auf den Gottesdienst bezogenes darstellendes Handeln der in Christus geschehenen Versöhnung einerseits und ihr auf die Gestaltung konkreter Lebensverhältnisse bezogenes wirkkräftiges Handeln andererseits.

6. Regionalisierungsprozesse brauchen einen vorher bereits erkennbaren Mehrwert.

Regionalisierungen sind häufig mit extrem emotionalen oder negativen Zuschreibungen besetzt. Das bedeutet, dass vor Beginn eines solchen Prozesses ein Mehrwert erkennbar und beschreibbar ist, der die realen oder befürchteten Nachteile deutlich überwiegt. Häufig genannte Nachteile sind z.B. der Verlust von Eigenständigkeit, von Macht und Einfluss, der Abschied lieb gewordener Muster etc. Der Mehrwert kann bestehen an Zugewinn von Ressourcen und Handlungsmöglichkeiten, in Horizonterweiterung, an Gemeinsamkeit, an geistlicher Ausstrahlungskraft, missionarischen Möglichkeiten etc.

Ich plädiere sehr dafür, in solchen Prozessen nach einem motivierenden Lustfaktor zu suchen. Und ich plädiere dafür, die Frage „Was habe ich davon“ (genauso das angstbesetzte oder widerstandsbereite Argument „Das bringt mir nichts) nicht nur zuzulassen, sondern offen zu kommunizieren.

7. Auch die Aufgabe einer Aufgabe ist eine Aufgabe

Veränderungsprozesse finden in den bundesdeutschen Kirchenkreisen und Dekanaten häufig in einem Klima statt, das von echter oder gefühlter Überforderung gekennzeichnet ist. Der Klage „Wie sollen wir das auch noch schaffen?“ ist deshalb sehr sorgfältig zu hören und wahrzunehmen. Solche Prozesse gerade

in regionalen Größenordnungen kosten zuerst bereits Zeit, Kraft und Geld, ohne am Anfang schon etwas von dem erhofften Mehrwert erblicken zu lassen. Die Gemeinden haben oft nicht die Mittel für solche Aufgaben, und damit meine ich zuerst gar nicht die finanziellen Mittel. Wichtiger als die sind Zeit und sind Glaube, Hoffnung, Liebe – und wo die fehlen, brauchen wir mit Veränderungsprozessen im Grunde genommen gar nicht erst anzufangen. Ich stoße immer öfter auf Systeme, die krank und depressiv sind, die im Grunde – wie die Menschen, die die Systeme ausmachen – an Burn-out-Syndromen leiden und damit aus eigener Kraft nur schwer oder gar nicht zu Veränderungen ihrer Situation in der Lage sind. In solchen Situationen ist zuerst die Aufgabe der Heilung dran – vor allem anderen! Ich bin nicht sicher, ob wir das als Aufgabe auch von Beratung wirklich vor Augen haben, ob wir mit den Erfahrungen der Überforderung, des Scheiterns und des Versagens gut umgehen können (angefangen bei den eigenen persönlichen Erfahrungen), ob wir genug geübt darin sind, in solchen Fällen Heilungsprozesse einzuleiten, die dann immer auch geistliche Heilungsprozesse sind.

Ich habe kein Patentrezept. Das ist auch für mich ein neues Thema. Ein wesentlicher Faktor aber dürfte darin liegen, bestehende Aufgaben aufzugeben, Angebote sein zu lassen, damit Ressourcen und Energien frei werden und die Fähigkeit der Selbststeuerung wieder zunimmt. Das sehen fast alle Betroffenen sofort ein. Aber: „Wie sollen wir das Lassen machen?“ Die Ambivalenz in dieser Antwort markiert einerseits die Schwierigkeit. Andererseits weist sie auf die doppelte Bewegung im Leben einer Gemeinde hin, auf die ich vorhin hinwies: die nach innen und die nach außen. Die nach innen hat es immer mehr mit dem Lassen zu tun, dem Loslassen, dem Zulassen, dem Stillwerden, dem Leerwerden. Vielleicht liegt die Heilung darin, sich darüber klar zu werden, was Gotteswerk und was Menschenwerk ist und wo die Grenze liegt – nicht theologisch abgehoben, sondern ganz konkret in die Situation hinein. Vielleicht liegt die Heilung ebenso im Gottesdienst und im Gebet, dem individuellen genauso wie dem kollektiven. Vielleicht liegt die Heilung darin, bestimmte Tabuthemen (Macht, Neid, Konkurrenz) offen zu legen und auszuhalten, dass wir hier als Kirche massive Bewältigungsprobleme haben. Vielleicht liegt die Heilung darin, anzuerkennen, dass wir als Einzelne, als Gemeinden, als Regionen, als Kirche im Raum unfertig sind, vorläufig, unvollkommen und fragmentarisch.

Vielleicht. Vielleicht liegt sie auch noch ganz woanders.

8. Es gibt Erfolgsfaktoren für Regionalisierungsprozesse, aber keinerlei Garantie auf Erfolg, denn:

- Regionalisierungsprozesse sind krisenhaft und instabil
- Sie sind komplex und langwierig
- Ihre Zukunft ist prinzipiell unvorhersehbar
- Sie sind häufig abhängig vom Charisma einzelner Personen
- Sie erzeugen auch unaufhebbaren Widerstand
- Sie bestehen aus vielen ungleichzeitigen und schwer steuerbaren Einzelprozessen
- Synergieeffekte entstehen nicht von selbst

Dennoch lassen sich auch Erfolgsfaktoren beschreiben:

- Beteiligung
- Legitimation
- Innen- und Außenkommunikation
- Konkrete Ergebnisse und Erfolge
- Zugewinn für alle Akteure
- Öffentliche Anerkennung

© Christhard Ebert, 2009